

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 30

Dienstag, den 28. Juli 1914

3. Jahrgang

Wedekinds Welt.

Zum 50. Geburtstag des Dichters (24. Juli).

„Das Fleisch hat seinen eignen Geist.“
Wedekind, Ueber Erotik.

Aus schweren persönlichen Pubertäts-erlebnissen ist das künstlerische Lebenswerk Frank Wedekinds erwachsen. Mit 50 Jahren noch sieht er die Welt, wie er sie mit 16 Jahren erblickt haben möchte. (Die literarischen Versuche des 17jährigen sind freilich von einer vergnügten hubenhaften Geschlechtlichkeit erfüllt, aber es ist nur die produktive Un-erwachsenheit und Unselbständigkeit, die ihn für das gespenstische Grausen seiner Gesichte noch nicht den gestaltenden Stil finden, nicht einmal den Inhalt seiner wirklichen Vorstellungen als dichterischen Stoff wählen ließ.) Ernste, grüblerische, im Innersten sittlich wahrhaftige Knaben und Mädchen pflegen in der drängenden Unrast der dämmernden Geschlechtsreife das erotische Getriebe, das ihnen legitim als Familiende und Heimplüge, frei als menschliche Gemeinheit und soziales Elend entgegenstarrt, als die Fratzen-schrecken einer ewigen Walpurgisnacht zu empfinden. Dieses ursprüngliche Gefühl beherrscht das ganze literarische Dasein Wedekinds, seine sittliche Anschauung, sein stoffliches Interesse und nicht zum mindesten seinen künstlerischen Stil. Es hat einen sonderbaren, geheimnisvollen Reiz, zu erforschen, wie die künstlerische Form, zu der sich der Dichter durchrang, bei aller bewußten Reife und Fertigkeit doch ganz in der ebenso primitiven wie elementaren Anschauung verblieben ist, in diesem Stil des Setzenden, Stoßenden, Bildflüchtigen, nächst-schlaslos, Ueberhitzten, Sichselbstfremden, Bruchstück-haftem, der die Erlebnisse der Pubertät in der Wirklichkeit gestaltet. Wenn Wedekind diesem Stil des eindringlich gesteigerten Fragmentarischen, in dem das Zufällige zum logischen Schicksal wird, zu entkommen sucht, wie in der nach beruhigterer Form strebenden letzten Versdichtung Simson und Delila, wird er leicht zum blassen Epigonen klassischer Sprache.

Der erotische Spuk des erwachenden Jünglings bestimmt die Weltanschauung und die Kunst des Mannes. Aber indem der jugendliche Affekt durch die Erfahrung der Jahre verdrängt wird, ohne innerlich erledigt zu sein, erwächst aus diesem Konflikt jene Tragikomik erotischer Lebensansicht, die Wedekinds Kunst beherrscht, und die furchtbare Krankheit, die das geschlechtliche Leben unserer Zeit erfüllt, diese Verderbnis, Verschmutzung des lebenszeugenden Triebs des Menschen, diese tausendfältige soziale Hemmung der reinen und starken Sinnlichkeit findet in Wedekind trotz aller krampfhaften Verzerrung und satanischer Ueberhitzung, ihren stärksten Bildner, der auf der Bühne zum Agitator seiner Sehnsucht nach Befreiung und Gesundung wird.

Im Zwang der Schule wird Wedekind zuerst das unlös-bare Problem fühlbar. Immer und überall wird die natür-lich menschliche Sinnlichkeit bedrängt, entweiht, verstümmelt. In der frischen, noch unverdüsterten Komödie, die der 25jäh-rige schrieb, Die junge Welt, tummelt sich im Vorpiel die anmutige Schar junger Schulmädels, die einen Bund zur Emancipation von ihrer Geschlechtlichkeit gründen und die — herangewachsen — durch bunte Strungen den Weg zu ihrem Weibrecht finden. Ein Jahr darauf wirft er die

geniale Knabentragedie Frühlings Erwachen in die stumm und achlos bleibende Welt; es bedurfte fast zwei Jahrzehnte, bis dieses ganz ursprüngliche, inhaltlich ohne jedes Vorbild erwachsene, literarisch wohl von Georg Büchner beeinflusste, explosive Werk das deutsche Publikum zu inter-essieren begann. Es begründet die Dauer Wedekinds und ist nur einmal noch, in seinem reichen Schaffen, übertroffen worden, in dem Martyrium des Königs Nikolo (zuerst: So ist das Leben betitelt).

Nach der Schule wird für Wedekind das Kabaret, der Zirkus, der Simplizissimus bestimmend. Er greift zur Laute und singt im Bänkelsängerton frech melancholische Moritaten und ungemein wichtige und kräftige politische Satiren. Der Zoologe von Berlin ist die derbste und lustigste Ver-spottung der Majestätsbeleidigungen. Die soziale Pyrif bleibt ihm nicht fremd; er findet einen natürlicheren Volks-ton, wie die meisten andern, bisweilen möchte man glauben, etwas vom alten Lenoren-Bürgertwerde wieder wach. Spricht die Mutter zur Tochter:

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald,
Drin der Vögel Gezwitzcher erschallt;
Wie das so lieblich ist anzuschauen!
Hast du kein Geld für das morgige Brot,
Dir sind alle die Vöglein tot,
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen!
Geld ist Schönheit! Mit recht viel Geld
Nimmst dir den Mann, der dir wohlgefällt,
Keinen Häßlichen, keinen Alten,
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!
Wissen nichts von Frost und von Schweiß;
Haben keine Schwielen und Falten.

Im Zirkus fesselt ihn das Gewimmel abenteuerlicher Gestalten, das Losgelöste von der bürgerlichen Ordnung, das brutal Triebhafte, die verwegene, hemmungslose Kraft. Er erkennt den echten volkstümlichen Humor in den Clown-späßen, und in den wirksamen aber platten Possen wie dem Liebestrank bringt er den Zirkusgeist auf die Bühne. Er tritt in den Kreis des Simplizissimus, der eben begründet war. Ihm graut vor der Verursachung der Wüh-bolde und Karikaturisten; in Doha, einer seiner schwächsten, wiplosen und bewußtlos gehässigen — die dumme Verhöhnung Björnsons! — Arbeiten rechnet er später mit dieser Episode ab.

Sein Kampf um Befreiung und Reinigung des eroti-schen gewinnt eine besondere Färbung dadurch, daß der Dich-ter sich verkannt und verfolgt sieht. Sittenpolizeiliche Vor-niertheit und gerichtliche Befangenheit quälen ihn. Die Zensur schikaniert ihn, auch nachdem er sich endlich durchge-setzt und den Weltruf des Verüchtigten erworben hat. Noch schlimmer setzt ihm eine Gefolgschaft zu, die nur das Erotische liest und die nicht den schwerblütigen, im tiefsten unsinn-lichen Grübler erfasst. Als im Herbst 1898 Wedekinds Erd-geist zum ersten Male öffentlich im Münchener Schauspiel-haus aufgeführt wurde, schrieb einer, der selbst ein Dichter ist, in einer angesehenen literarischen Zeitschrift: „Der ge-ringe (wohl Freunde-) Applaus wurde am Ende dieser „Tra-gödie“ durch Nachsalben und pfeifende Schlüssel erdrückt. Es war in der Tat eine Grausamkeit des Publikums, daß es die

Schauspieler nicht früher ihrer traurigen Pflicht entband; ihr misshütiges und unsicheres Spiel war eine fortwährende Bitte darum. Nur der Autor, der die männliche Hauptrolle gab, hielt sich heldenmütig. — Man nennt das Stück verückt. Das ist es. Aber etwa ein genialer Erzech? Leider nein! Eine langweilige Reihe blöder Plattheiten. Im Mittelpunkt steht eine Frauengestalt, die Webedind einem Großen nachgestümpert hat, ein Mana-Charakter.“ Das war vor 15 Jahren. Aber schlimmer noch ist das heutige Modeschrei, das auch das Schwächste als die höchste Offenbarung beschwächt, die Bedeutung und die Begrenzung dieser Erscheinung, die zwar die gesamte deutsche Bühnenliteratur der Gegenwart in Originalität und hochgepanntem Willen hinter sich läßt, die aber doch nur ein Torjo ist, der in den Zergerbilden seiner Welt das Leid eines Menschen überpersönlich sammelt, nicht aber das Schicksal der Menschheit formt.

Die Größe des Torjo heißt Achtung. Es ist eine wilde Kraft in dieser Einseitigkeit und Verengung. Wenn Webedind im Hochstapler einen wertvolleren Menschen sieht als den Philister, wenn er den Triumph des Geschlechts bis zu den letzten Paradoxen und Delirien verkündet, in Fäulnis und Zerstörung selbst die göttliche Kraft verehrt — das Vorbild wird zu einem höllischen Paradies, der Mädchenhändler zu einem Befreier —; wenn er — Die Büchse der Pandora — dem „Fluch des Unnatürlichen“ ein menschlicher Anwalt wird, und die Unerfälligkeit des Triebes erst mit dem Messer Jads des Aufsehlers stillt; oder wenn er in Sidalla in krausen Menschenzüchtungen mit tragischer Selbstverpötlung rumort — so sind das alles nur leidenschaftliche Aeußerungen einer verzweifeltsten Sehnsucht nach einer gereinigten und natürlichen, kindhaften Welt; eine Sehnsucht, die so stark und naiv ist, daß die ausschweifende Wüstlings- und Dirnenfahrt schier im Gartenlaubendyll endigen möchte (Frankiska).

So wird Webedind im erotischen Prophetentum auf seine Art aus einem sozialen Ankläger zu einem sozialen Erneuerer in der Sprache und Form einer Kunst, die die vollkommene Herrschaft über den Stoff nie ganz erreicht.

Die sechs schönen Bände, in denen jetzt der Münchener Verlag von Georg Müller den Ertrag einer fünfundsiebenzigjährigen Schriftstellertätigkeit zusammenfaßt, enthalten eine bewunderungswürdige Fülle von Gestalten und Gesichtern, die aus innerem redlichen und trostigen Drang geschaffen, in Hieroglyphen, in heiligen Zeichen einer urerzeugten, eigenwilligen Kunst wie mit den Lauten einer fremden Sprache gleichwohl ein Stück unserer Welt zum Reden bringen.

Der Dichter freilich, der mit fünfzig Jahren sich von lärmender Berühmtheit geschäftig unringt sieht, gehört in die tragische Reihe jener innerlich Gebehten, Beseffenen, die durch ihre Kunst, wie sie sich selber nicht zu befreien vermochten, auch die Menschheit nicht über sich erheben.

Kurt Eisner.

Wann lernt der Mensch sehen?

Für die meisten Menschen gilt es wohl für selbstverständlich, daß das Kind schon mit dem ersten Augenausschlag nach der Geburt auch zu sehen anfängt. Genaue Beobachtungen namhafter Forscher haben aber festgestellt, daß in den allerersten Tagen nach der Geburt nicht einmal Lichtempfindungen bei den Neugeborenen vorhanden sind, sondern daß das Auge sich nur sehr allmählich an das eindringende Licht gewöhnt und auch dann erst langsam zwischen den sich einstellenden Lichtempfindungen zu unterscheiden, das heißt zu sehen lernt. Darwin und später Genzmer, Rohmaul und in neuerer Zeit besonders Preyer haben über diesen Gegenstand interessantes Material gesammelt, das uns das erste Empfindungsleben jedes Menschen in ganz eigenem Lichte erscheinen läßt. Wohl jeder hat schon die Erfahrung gemacht, daß, wenn er nach längerem Verweilen in einem dunklen Raum plötzlich ins helle Tageslicht oder in einen glänzend erleuchteten Saal trat, er wie geblendet dastand und zunächst nichts deutlich sehen konnte. Nicht anders, aber nur in besonders verstärktem Maße ergeht es dem Neugeborenen unmittelbar nach der Geburt. Es kommt wie alle Säugtiere aus einem dunklen Raum, wo es höchst wahrscheinlich mit geschlossenen Augen lebte; bei manchen Tieren wie Hunden, Katzen usw. bleiben ja die Augen noch 8 bis 9 Tage nach der Geburt geschlossen, und nun nach der Geburt strömt plötzlich das Tageslicht oder Lampenlicht mit voller Macht in das noch völlig ungewohnte Auge des jungen Menschenkinde. Um wieviel intensiver, kräftiger muß die Wirkung bei diesem sein, da doch infolge der völligen Neu-

heit der Lichtempfindung die Netzhaut des Neugeborenen selbstverständlich ganz außerordentlich empfindlich ist. Infolge dieser großen Empfindlichkeit kneifen Neugeborene bei hellem Tageslicht die Augen zusammen, ja schon mehrere Tage alte schlafende Säuglinge tun das, fahren zusammen und erwachen, wenn helles Lampenlicht dem Auge geräuschlos genähert wird. Ja durch schnell wechselndes blendendes Licht oder durch plötzliche grelle Beleuchtung können sie zum Schreien gebracht werden. So erklärt sich auch die Beobachtung, daß bei Neugeborenen, besonders bei Kindern, die ins Freie getragen werden, schon in den ersten Stunden nach der Geburt sich die Pupille stark verengt, wenn man dem Auge eine Lichtquelle, z. B. eine Kerzenflamme, nähert, während sie sich bei Entfernung des Lichtes wieder erweitert. Bei solcher Empfindlichkeit der Netzhaut ist es also nicht möglich, daß das kleine Menschenkind in der allerersten Zeit irgend welchen hellen Gegenstand deutlich sieht. Es kann während dieser Zeit von bewußten Lichtempfindungen überhaupt keine Rede sein. Deswegen reagiert auch das Auge des Neugeborenen in den ersten Tagen nicht, wenn z. B. die Hand schnell gegen sein Gesicht bewegt wird. Wenn nach anderen Beobachtungen Neugeborene mäßiges Licht zu jucken scheinen, indem sie z. B., wenn man sie gegen ein Fenster mit Zwiellicht hält, die Augen öffnen und schließen, oder wenn sie dem Dämmerlichte zugewendet, die Augen lebhaft bewegen, so erklärt sich dieses Verhalten als die Folge eines Lustgeföhls, das die mäßige Erregung der Netzhaut durch nicht zu starkes Licht auslöst, wie ja auch operierte Blindgeborene beim ersten Eindringen des Lichtes in ihre Augen große Freude bezeugen.

Erst nach einigen Tagen gewöhnt sich das Neugeborene an das zerstreute Tageslicht und erst dann kann vom Beginn des Sehens gesprochen werden. Während in den ersten Tagen die Augenbewegungen noch völlig ungeordnet sind und der Blick nicht dem bewegten Kerzenlicht folgt, fängt das Kind im allgemeinen am neunten Tag an, ein etwa in einem Meter Entfernung vorgehaltenes Kerzenlicht anzustarren. Der starke Ausbruch des Auges und das Aufhören der Unruhe oder des Schreiens verraten dann die Lichtempfindung. Frühestens vom 23. Tage an wird ein geschwungener Gegenstand mit den Augen verfolgt, oft aber auch sehr viel später. Ebenso können erst bei Kindern von 2 bis 6 Wochen Anpassungsbewegungen des Auges beobachtet werden, so daß bei Annäherung eines Lichtes die Blicklinien zusammen laufen, d. h. das Kind schielt.

Das Zusammentreffen dieser drei Bewegungsvorgänge mit dem Auftreten der Empfindung des Hellen leitet das Sehenerlernen ein, denn auch das Sehen muß buchstäblich erst nach und nach gelernt werden. Es sind im ersten Anfang weder die Bedingungen für das Zustandekommen eines scharfen Netzhautbildes vorhanden, noch würde, wenn es zustande käme, der betreffende Gegenstand sogleich gesehen werden können. Zu all dem bedarf es einer langsamen Erfahrung.

Was der Säugling am ehesten deutlich erkennt, ist das Gesicht seiner Mutter, weil diese am häufigsten in die deutliche Schwelbe kommt und überhaupt am meisten sich auf der Netzhaut abbildet. Ganz ausgeschlossen ist, daß eine gelegentlich vor das Kind gehaltene Kerzenflamme in der ersten Zeit als solche gesehen wird. Das Kind wird nur die Empfindung des Hellen haben und weiter nichts, also auf keinen Fall die Empfindung der Gestalt der Flamme. Die weitverbreitete Meinung, das Kind sähe die Flamme, ist daher falsch.

Ganz besonders beweisen aber die Beobachtungen, die neuerdings an operierten Blindgeborenen gemacht wurden, daß das Sehen gelernt werden muß. So erwähnt Professor Leyden einmal die zwei berühmt gewordenen Fälle der erwachsenen Blindgeborenen Cheselden und Wardrop, die durch Operation sehend gemacht wurden. Aus den an diesen beiden Männern angestellten Beobachtungen ergibt sich, daß diese Patienten keineswegs sofort, nachdem sie das Augenlicht hatten, imstande waren, zu sehen. Es vergingen Monate, ehe sie vermochten, die Gesichtswahrnehmungen nach Form, Lage und Größe der Objekte richtig zu beurteilen. Im Anfang konnten sie das, was sie sahen, nicht einmal erkennen. Dem einen kam es vor, als ob die Gegenstände, welche er sah, das Auge berührten, ebenso wie die Gegenstände, die er fühlte, die Haut. Besonders auffallend war, daß sie erst langsam lernten, die Wahrnehmungen des Gesichtes mit dem in Einklang zu bringen, was sie durch den Tastsinn wahrnahmen. Durch diesen vorher sehr geübten Sinn erkannten sie die Gegenstände leicht, aber beim Sehen ohne gleichzeitiges Fühlen erkannten sie diese nicht oder verwechselten sie.

Bezüglich des Farbensehens neugeborener Kinder ist es jedoch unbefreitbar, daß ein grünes Licht von ihnen von vornherein anders empfunden werden muß als ein rotes, blaues oder gelbes. Später macht es freilich den Kindern noch jahrelang Schwierigkeit, sie richtig zu benennen. Daraus aber schließen zu wollen, die Kinder empfänden die Farben nicht in ihrer Verschiedenheit, wäre falsch. Wenn es auch noch an sicheren Angaben bezüglich des Zeitpunktes fehlt, in dem die Kinder die Farben deutlich unterscheiden und zugleich die Formen und Entfernungen erkennen, so ist sonderlich sicher, daß sie die Farben der Außenwelt und ihrer Verschiedenheit lebhaft empfinden. Das beweisen wieder die durch Operation sehend gemachten Blindgeborenen. Auch spricht dafür eine merkwürdige Aeußerung des unglücklichen Kaspar Hauser, welche seinerzeit Anselm Feuerbach mitteilte, als er erzählte: „Im Jahre 1832 sollte Kaspar Hauser bald nach seiner Ankunft in Nürnberg im Bestner Turm nach dem Fenster sehen, von dem aus eine weite, farbenreiche Sommerlandschaft zu überblicken war. Er wandte sich aber ab, ihm war der Anblick widerlich. Später, als er sprechen

gelernt hatte, gab er, befragt, die Erklärung: Wenn ich nach dem Fenster blicke, sah es immer so aus, als wenn ein Baden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet sei und auf diesem Baden habe ein Künstler seine verschiedenen Pinsel mit Weiß, Blau, Grün, Gelb und Rot alle bunt durcheinander gesprüht. Einzelne Dinge darauf, wie ich jetzt die Dinge sehe, konnte ich nicht erkennen und unterscheiden. Das war dann gar abstoßend anzusehen."

Und dieser Ausdruck bestätigt schließlich durchaus eine merkwürdige, zwölf Jahre vor dem Auftreten des Kaspar Hauser vorzunehmende, von Schopenhauer niedergeschriebene Aeußerung: „Könnte jemand, der vor einer schönen, weiten Aussicht steht, auf einen Augenblick alles Verstandes beraubt werden, so würde ihm von der ganzen Aussicht nichts übrig bleiben, als die Empfindung einer sehr mannigfaltigen Affektion seiner Nethaut, welche gleichsam der rohe Stoff ist, aus welchem vorhin sein Verstand jene Anschauungen schuf."

Bad und Baden in vergangenen Tagen.

Vortrag von Landeskonservator Prof. Dr. Goehler,
Stuttgart, in der Ausstellung für Gesundheitspflege
Stuttgart 1914 am 12. Juli.

In der Geschichte des Bades sind zwei Höhepunkte hervorzuheben: die Zeit der römischen Kaiserthermen und das Mittelalter mit seinem hochentwickelten, freilich technisch sehr unvollkommenen Badewesen.

Im alten Orient sind Bäder und Waschungen in Form von religiösen Vorschriften seit uraltester Zeit zu Hause. Bei den alten Griechen kommt schon in einem Palast aus homerischer Zeit das Hausbad vor. Eine speziell griechische Forderung war dann das Schwitzbad, angeblich den Spartanern verdankt. Vor allem aber haben die Griechen Balästra und Gymnasion in steter Verbindung mit dem Bade ins antike Volksleben eingebürgert. Hausbad und öffentliche Badeanstalten, dann auch Heilbäder sind aus dem alten Griechenland in Menge bekannt. Die Römer haben dann unter dem Einfluß Griechenlands das Bad vervollkommen. Mit der zunehmenden Verbesserung der Wasserversorgung, dem Steigen des Wohlstandes und der Lebensanprüche wurde das Bad zu einem der unentbehrlichsten Hilfsmittel der Gesundheit und des Lebensgenusses. So verschiedenartig auch die einzelnen Bautypen und die Bedürfnisse der Bauherren waren, so bauen sich doch alle die zahllosen römischen Bäder vom Luxusbad des kaiserzeitlichen Rom bis zum einfachsten Bad römischer Soldaten oder Bauern in der Provinz in gleicher Weise auf dem Bedürfnis auf, ein warmes Wasserbad, ein kaltes Wasserbad, ein Aufenthalt in warmer Luft und einen Raum für die Abreibung zu haben. Würtemberg in der Kaiserzeit weist eine große Anzahl von römischen Bädern auf. Die Stuttgarter Ausstellung für Gesundheitspflege zeigt Pläne von solchen, wie auch Modelle, vor allem des Bades in Weinsberg. Die Römer haben auch das Verdienst, die Zentralheizung erfunden zu haben, d. h. die Möglichkeit, eine Anzahl Räume und auch die größten und entferntesten von einer Feuerstelle aus gleichmäßig zu erwärmen. Das ist die sogenannte Hypokaustenheizung. Einige der Thermen in Pompeji und Rom werden im Bilde vorgeführt.

Die Klöster des Mittelalters übernahmen zwar nicht das Bad in dieser entwickelten Form, aber zum Teil wenigstens das antike Heizsystem. Dafür ist ein besonders wertvolles Beispiel das „Kalefactorium“ in Maulbronn. Das deutsche Mittelalter kennt vor allem die eine Art des privaten Bades, das Wannen- oder das Kübelbad, das z. B. auf der Ritterburg jedem ankommenden Gast von Stand erreicht wurde. Das deutsche Bürgertum schloß sich in diesen Badebedürfnissen durchaus an das Rittertum an. Im Mittelalter waren bei Bürgern, Handwerkern und Bauern in Stadt und Land Hausbadestüblein eingerichtet. Größer und behaglicher wurde das im 11. Jahrhundert, von wo ab das ganze deutsche Badewesen sich durch das Aufkommen der öffentlichen Bäder hebt. Zuerst wird das Schwitzbad als die umständlichere Einrichtung eine öffentliche, von den Gemeinden übernommene Anstalt. In diesen öffentlichen Bädern badeten beide Geschlechter zusammen und allmählich entwickelte sich eine große Ungehörigkeit der Sitten. Das Bad diente allmählich längst nicht mehr der Gesundheit und Reinlichkeit allein. Man badete auch viel zu lange und das

häufige Aderlassen und Schröpfen, was der „Bader“ vornahm, wurde immer unhygienischer. Dazu hat im 15. Jahrhundert das kolossale Steigen der Holzpreise den Bädern den ersten Todesstoß versetzt. Der dreißigjährige Krieg hat dann durch Seuchen und Verarmung diesen Untergangsprozeß zum Abschluß gebracht. Mittlerweise war freilich längst ein Ersatz da: die bei uns vom 14. Jahrhundert an entdeckten Mineralbäder. Seit dem 16. Jahrhundert waren diese „Badenfahrten“ so beliebt, daß die Damen vornehmen Standes ohne sie gar nicht leben zu können glaubten. Das Baden wurde immer mehr ein Luxus und blieb das bis ins 19. Jahrhundert. Die neuzeitliche Bewegung begann unter dem Einfluß weitsichtiger Philanthropen, wodurch Schwimmen Gegenstand des Unterrichts wurde. Aus England stammt die neue Bewegung, welche uns als notwendige Ergänzung des Freibads, was bei unserem Klima nur ein Teil des Jahres möglich ist, die geschlossenen Badeanstalten mit Warmwasser gebracht hat. In Deutschland ging die Bewegung aus von Hamburg, wo im Jahre 1855 das erste öffentliche Bad eröffnet wurde. Stuttgart kann sich in diesem Punkt mit Ehren sehen lassen. Es war ein berechtigter Stolz, mit dem vor kurzem das 25. Jubiläum des Stuttgarter Schwimmbades gefeiert wurde.

Die Erlebnisse eines Gedankens.

(Schluß.)

Die Menschen draußen in allen möglichen Variationen, arm- und reichgekleidete, schlecht- und gutgenährte, Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen, Kinder, wogten laut durcheinander wie Samstag auf dem Wochenmarkt.

Dem Gedanken war dies alles neu und unbekannt. Was sollte dieses ganze Gewühl mit Gold und Geld. Ja, er sah sogar, wie einzelne Betten, die doch sicher zum Ruhen gemacht waren, auf einen langen Tisch hingaben und nachher Geld dafür nahmen. Nein, nein, das war ihm zu rund und er mußte wissen, was dieses Treiben bedeuten sollte. Eben wollte er dem Dicken in die steinblauen Augen bringen und ihn fragen, da zwinkerte dieser hastig mit den Lippen und knüpfte, den lästigen Gedanken einfach nicht achtend, ein Gespräch mit seinem Nachbar, dem Schreiber, über einen anderen Schreiber und dessen Eheleben an. Der Gedanke setzte sich an die ziemlich großen, fleischigen Ohrmuscheln des Menschen. Die waren kalt wie ein Eisstrahl und schienen verstopft. Schließlich versuchte er noch, sich in eine Falte seines Schädels zu nisten, die waren aber so flach, daß er herunterzufallen drohte. Also gab er seine Bemühungen auf und trat, ohne bemerkt zu werden, einen ehrenvollen Rückzug an nach der Tür, durch die er gekommen war.

Hinter ihm drein kam aber auch schon wieder der Dike mit seinem gefüllten Kästchen auf seinen kurzen, schaukelnden Beinen und steuerte den Eisentüren zu. Schnell machte sich der Gedanke aus seiner Ecke hinter ihm her ins Gewölbe, wo der Dike diesmal einen andern Mauerstrahl öffnete und in einem fast noch leeren Fach die Schüge nebeneinander legte. Das tat er ebenso gleichgültig wie vorher; nicht einmal warf er den Dingen, die er da ins Dunkel einperrte, einen Abschiedsblick zu. Der Gedanke wollte sich darüber ärgern, fand aber keine Zeit dazu. Vielmehr mußte er sich beeilen, im letzten Moment noch an seinem stumpfen Ratenhügel vorbei in den Schrank zu gelangen, in den er sich eine Zeitlang einperrten lassen wollte, um vielleicht auf diese Weise hinter das nehmischevolle Treiben dieses Hauses zu kommen. Als sich leicht knackend die Tür hinter ihm geschlossen hatte, machte er sich zuerst einmal auf einem breiten, funkelnden Brillanten bequem, der aber sofort laut opponierte. Einige plebejische Uhren tuschelten lustig draußes und höhnten den Brillantenschmuck, der sich vor Wut nicht mehr zu helfen wußte. Dann hörte man eine ganze Zeit nichts als das Herklappen der vielen Uhren in der Runde. Wieder ließ sich der Brillantenschmuck vernehmen, diesmal etwas leiser: „Wo hätte ich je gedacht, daß ich einmal in eine solche gewöhnliche Hölle und in eine solche Gesellschaft käme. Psst, eine solche Gesellschaft. Und wie es hier riecht.“ Obwohl der Brillant sehr leise gesprochen hatte, hörte es doch eine silberne Uhr in der Nähe, die gab ihm sofort dem allgemeinen Spott preis, indem sie laut rief: „Wenn's dir hier nicht gefällt, geh' doch wo anders hin. Hier wird kein Unterschied gemacht zwischen Plebejern und Aristokraten. Ueberhaupt, was geht uns das an, daß deine schöne Durchlaucht auf den Hund und du ins Wandhaus gekommen bist.“ In dem allgemeinen Gelächter schnappte der Gedanke eben noch das mysteriöse Wort Wandhaus auf, um es sich für seinen Bericht zu merken. Zum wenigsten wußte er jetzt auch, wo er war.

Seine Durchlaucht der Brillant lächelte vor lauter Aerger. Er wollte noch etwas sagen von Unbildung oder bergleichen. Raum wurde jedoch seine Stimme hörbar, so überdönte ihn auch schon ein Chronometer, der, nach seinem groben Organ zu schließen, wahrscheinlich einem Seemann gehörte, mit den Worten: „Galt's Maul, wir sind zur Erholung und zum Schlafen da, nicht zum Räsonieren. Hier herrscht Gleichheit bei den Verflurten, merke dir das, Durchlaucht. Für mich hat mein Herr nur vier Mark bekommen, und

die waren mehr wert als die hundert, die keine Gnädige bekommen hat. Mein Herr war am Verhungern, das hörte ich am Magenknurren von der Westentasche aus — deine Madam hat zu essen mehr als genug, aber auch so viel Schulden, daß solche wie mein Herr, nicht Pferdewurst zu knappen brauchen, wenn sie das Geld hätten. Also mußte nicht, du hast gar keine Veranlassung dazu. Uns ist diese Gefangenschaft auch kein Vergnügen —“

Allgemeiner Beifall lohnte diese treffliche Rede. Der Gedanke saß tief gebeugt und sann. War da nicht wieder das Gesicht, das ihn den ganzen Tag verfolgte. Oder träumte er nur? Neben sich hörte er im Umkreise einen leisen Gesang, der, als er näher lauschte, deutlicher wurde. Eine kleine goldene Uhr war es, und das traurige Lied klang wie ein Reigen der Gnomon, die in der Erdgefängenschaft nach Licht und Freiheit rufen. So unheimlich, zerrissen klang das traurige Lied, daß er sich richtig freute, als er den Schlüssel rasselnd hörte und das freundlich abgerundete Gesicht des Dicken sah, der wieder mit neuer Beute in seinem Kästchen vor ihm stand. Ohne sich lange zu besinnen, huschte er über seinen fettigen Aermel hinweg zur Kellertür und durchs Schlüsselloch hinaus ins Pella. Licht sehen wollte er und aufatmen. Also machte er sich auf zur Bodenkammer, dieweil es auch Zeit war, daß er heimwärts slog. Oben ließ er sich erst noch einmal zwischen zwei Ballen nieder, um sich auszuruhen. Aber auch hier wurde er bei genauem Lauschen nicht von Gesprächen verschont. Aus dem einen Ballen klang es zu dem benachbarten: „Weißt du, ich komme über die Sache gar nicht zur Ruhe. Und ich fürchte wirklich, meine Leute haben sich ein Leid angetan. Man hört ja jetzt so viel von Not und Elend. Jeden Tag wird es hier bei uns mehr, statt weniger, bald komme ich unter den Hammer und werde wer weiß wohin verschlagen.“

„Na, ja, es sind schlimme Zeiten,“ sagte der andere Ballen, „und das schlimmste ist, wir liegen hier und keiner sieht die Not. Ach, es ist ein Unglück.“ Sie stöhnten beide und dämmerten wieder weiter wie vorher.

Es dunkelte draußen, die Tauben, kamen hereingeslogen, steckten den Kopf tief in ihre Federn und singen an zu träumen. Der ganz traurig gewordene Gedanke hockte da, fröstelnd, entblößt und arm. Die Frage tauchte wieder vor ihm auf und schrie: „Flieh, flieh!“ Er erhob sich und schwang sich durchs Fenster. Draußen klimmerte ihm zu Füßen ein Lichtermeer, das sah er sich eine Weile an. Im gleichen Besinne tauchte auch schon wieder die Frage hoch auf dem First des Daches auf, nur noch häßlicher und größer als vorher. Je länger er hinsah, desto deutlicher wurde sie. Aus einem knochigen faltigen Schädel glühten grünfeuerige Augen, aus denen über die hohen, grimmigen Wangen fort und fort Tränen liefen, die unten auf zwei dünnen Lippen zu Eispelzen erstarrten und herunterfielen. So stand dies Gesicht unbeweglich auf dem First des geheimnisvollen Hauses.

Der Gedanke faßte sich und rief: „Wer bist du, Schrecklicher?“ Und ohne daß sich Lippen oder Zunge bewegten, klang es hoch zurück: „Ich bin die Not. Flieh, flieh!“ „Flieh du!“ rief der Gedanke zurück. „Flieh, oder ich vertreibe dich!“

„Du vertreibst mich nicht. Ich bin ich; und du bist du. Versuche es, wenn du magst, aber rüste dich wohl, wenn du mit mir anbinden willst, Bahnhöflicher!“

„Ich werde kommen“, rief noch einmal stolz und laut der Gedanke und entschwand durch die Lüfte zu seinem Herrn und Gebieter zurück. Auf der Reise verirrte er sich noch einmal, geblendet durch das viele Licht, in ein prachtvolles Haus; da rief ihm aber schon von Ferne ein Gesicht, das ihn lebhaft an den Dicken erinnerte, zu: „Mach, daß du fortkommst, du bist mir lästig!“

Sein wirklicher Herr aber — er sah gerade über den Tisch gebeugt und schrieb — empfing ihn mit hohen Ehren, ließ sich alles berichten und sagte zu ihm: „Na, da hast du diesmal den schlimmsten Feind, den Urheber alles Bösen, getroffen. Die Menschen sterben vor ihm und doch holt er sie leicht ein, und sind sie ihm erst einmal unterworfen, rasch sind sie seine Verbündeten, das Verderben und der Tod, hinterdrein und vollenden, was er begann. Aber wir werden gegen diesen Schattenfürsten Not, im Wunde mit Tag und Sonne, alle guten Gedanken, Willen und Taten zu einem Heere rüsten, ihn von den Feldern und Dächern vertreiben und ruhelos, wie es ihm gebührt, zu den Wölfen in die Steppe verbannen.“ Und damit gab sich der Gedanke einstweilen zufrieden.

Aus unserer Sammelmappe.

Das Nachtlämpchen im Vogelneft. Auf eine merkwürdige Entdeckung, wie sie die Tierkunde selten erlebt hat, macht Wilhelm Wölfe in einer naturwissenschaftlichen Pflanzerei aufmerksam, die er in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer veröffentlicht. Es handelt sich dabei um ein Vögelchen von juwelenhafter Herrlichkeit des Gefieders, um die *Amadine*, die zu der Vogelgruppe der Webefinken gehört. Rücken und Flügel dieses entzückenden Tieres sind von durchsichtigstem Grasgrün, das gegen die dunkeln Schwanzspitzen in ein zartes Himmelblau verbläutert, am Halse durch ein ähnliches Blauband und einen schwarzen Samtstrich davon getrennt, eine leuchtend blutrote Kopfklappe, die tief bis über die Wangen herabfällt und prächtvoll gegen das Eisenbeinweiß des Schnabels und die schwarze Kehle steht; zu diesem Grün und Rot aber sieht die Brust mit einem breiten

Selbe des unvergleichlichsten Vils in schönem Gegensatz, und die ganze Farbenharmonie wird vollendet durch das satteste Dottergelb des Bauches. Es war den Zoologen schon lange aufgefallen, daß die kleinen, noch nicht flüggen Nestjungen dieser und verwandter Prachtfinken in den Mund- und Schnabelwinkeln beiderseitig gewisse dick vorspringende Kugeln zeigten, die bei den ausgewachsenen Tieren seltenerweise vollständig verschwanden. Es war dies also eine Besonderheit der Kinderstube der Jungamadinen, und zwar stellte es sich heraus, daß diese kleinen Kugeln leuchteten, so wie die Nachtlämpchen in einer menschlichen Kinderstube. In dem fast geschlossenen Weberneft dieser Finken ist es nämlich dunkel, und so würde der alte Vogel zur Nahrung der Jungen kein Licht haben, wenn nicht diese kleinen Lichtlein leuchteten, die höchst sinnreicherweise von der Natur gerade dahin gesetzt sind, wo sie am besten der Nahrung den Weg weisen: nämlich in die Schnabelwinkel der kleinen Schnäbel selbst. Was ist das nun für ein Leuchten in der Kinderstube der Amadine? Darauf konnte man erst Antwort geben, nachdem überhaupt das Leuchten der Tiere in der Natur mehr erforscht war. Nicht nur die Glühwürmchen und Leuchtinfusorien verbreiten ja im Dunkel einen grellen Glanz, sondern auch allerhand Tieraugen, wie die der Kägen und Eulen. Bis vor etwa 100 Jahren glaubte man nun, daß das Kägenauge ein „Eigenlicht“ habe. Erst Prevost hat nachgewiesen, daß es sich beim Leuchten des Kägenauges um eine ganz zufällige Reflexerscheinung für den Beobachter handelt, die mit eigener Leuchtkraft des Tieres nichts zu tun hat. Diese Feststellung erschien zunächst so ungeheuerlich, daß noch der große deutsche Physiologe Johannes Müller in eingehenden Experimenten die Tatsache beweisen mußte. Einer der genialsten Schüler Müllers, Brücke, konnte dann zum erstenmal zeigen, daß auch das menschliche Auge, wenn man es im dunkeln Raume mit einer Blendlaterne bestrahlt und dann einen Beobachter an dieser Lichtquelle vorbei hineinblicken läßt, für diesen Beobachter leuchtet. Es war ein anderer großer Physiologe und Schüler Müllers, du Bois-Reymond, in dessen Auge zuerst das „Kägenlicht“ gezeigt wurde. Und an dies Experiment schloß sich einer der größten medizinischen Fortschritte aller Zeiten, die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz, der einen Hilfsapparat konstruierte, um die Brückische Theorie des menschlichen Augenleuchtens seinen Schülern möglichst anschaulich zu zeigen, und dabei zu seiner großen Freude plötzlich die menschliche Netzhaut beobachten konnte. Auch die „Nachtlämpchen“ der Amadine leuchten nun, wie schon dargetan hat, nach der Methode des Kägenauges. Die winzigen blauen Glühbirnen, die das finstere Nest des Finken illuminieren, wirken als ein raffinierter Reflektierapparat, indem sie die schwachen Staubchen Dämmerlicht der nicht absolut dunkeln Neststube konzentrieren und hell zurückstrahlen. Das Wunderbarste ist aber, daß dieses reflektierte Licht hier im Dienst eines bestimmten Nutzwendes steht und von der Jungamadine zu ihrer eignen Fütterung angezündet wird. —

Gewürze und Ernährung. Bei der Mischung von Nahrungsmitteln zu Speisen ist die Zufügung eines sog. Gewürzes wesentlich, d. h. eines Stoffes, welcher durch gewisse reizende Eigenschaften zur Anregung der Absonderung von Verdauungssäften besonders geeignet ist. Durch sie wird die Nahrung überhaupt erst genießbar. Ihre Wirkung im Organismus wird am ehesten verständlich, wenn man sie mit der Schmiere einer Maschine vergleicht. Die Maschine läuft besser, wenn sie gut geschmiert wird. Gewürzstoffe und Genussmittel lassen sich nicht leicht von einander trennen. Die Gewürze sind wohlschmeckende und wohlriechende Substanzen, die entweder in den gewöhnlichen Nahrungsmitteln enthalten sind oder denselben vor dem Essen zugefügt werden. Die Gewürze, abgesehen von Zucker und Salz, die zum Teil als Nahrungsmittel aufzufassen sind, verdanken ihre Benutzung meist dem Gehalt an ätherischen Ölen oder Bitterstoffen. Genussmittel sind mehr diejenigen Stoffe, welche durch ihren Uebertritt ins Blut das Nervensystem beeinflussen und daher weniger auf Geschmack und Geruch wirken. Die Gewürze und Genussmittel besitzen gewisse spezifische Eigenschaften. Sie vermögen die Nahrungsaufnahme angenehm zu gestalten durch psychische Wirkung, wie z. B. die Nicotinstoffe der Fleischbrühe, des Bratens, sehr wahrscheinlich der Vanille. Unmittelbar wird die Speichel-, Magen- und Darmabsonderung beeinflusst, wie dies z. B. der Pfeffer tut, das Kochsalz, die Bittermittel. Andere Gewürze wirken auf die Darmflora, wie z. B. die Zwiebel, der Knoblauch und der Senf. Kochsalz, Pfeffer, Kaffee, Zichorienauszug beeinflussen den Stoffwechsel. Kaffee, Tee, Kakao, Alkohol, Vanille haben dann noch einen gewissen Einfluß auf das Nervensystem. In qualitativer Hinsicht sind zur Ernährung Nahrungs- und Genussmittel nötig, erstere geben dem Körper das Material, mit welchem sich derselbe auf seinem stofflichen Bestand erhält, letztere reizen zum Genuß und zur schnellen Ausnützung der Nahrung an.